Der Flug ins Feuer

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 31

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642137

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wildbachverheerungen am Thunersee

Am 20. Juli, abends zwischen fünf und sechs Uhr, ist über den Thunersee ein heftiges Gewitter niedergegangen, das in Hilterfingen, Oberhofen und Gunten gewaltigen Schaden an Kulturen und Häusern angerichtet hat. In jeder Ortschaft stauten sich bei den Brücken die aus den Nagelfluhgebieten herabgeschwemmten Geröllmassen und wiesen den schlammigen Wasserfluten neue Wege. Besonders schlimm hauste der Ryderbach in Oberhofen, da er bei der Harmoniumfabrik Keller ein neues Bett fraß und viel Land mit Steinen zudeckte. Auch der Guntenbach verließ seine solide Schale, riß die Straße tief auf und strömte durch das Strandbad hinunter. Wo vorher den ganzen Nachmittag fröhliches Badeleben geherrscht hatte, liegt nun in zerstörter Hofstatt Grien, Sand und Schlamm. Ein Teil des Wassers ergoß sich in die Parterreräume und die Küche des Hotels „Hirschen", wo das gelbbraune Element bald einen halben Meter über dem Kochherd stand und viele Vorräte vernichtete. Mit welch ungeheurer Macht die entfesselten Bäche arbeiteten, zeigt sich an den zerstörten Mauern und den herumliegenden Felsblöcken, die mehr als einen halben Meter Durchmesser haben. Merligen, das am 16. Juli 1856 in ähnlicher Weise heimgesucht worden ist, blieb diesmal vom Justisbach verschont.

Der Flug ins Feuer

Ein Geschichtlein zur Bundesfeier.

Von Emil Hügli.

Der Sommer hatte einen prächtigen Anfang genommen. Es hatte im Tale Gras und Heu in Hülle und Fülle gegeben, und auch auf den Alpweiden hatte das herrliche „Wachswetter" seine Wirkung getan. Die Bauern des Hochtales, die sonst nicht viel zu rühmen hatten, stellten angesichts des sommerlichen Erntereichtums nun doch das Klagen wieder für eine Weile ein; denn wenn man auch wirklich keinen leichten Stand hatte, so konnte man doch nicht jammern, da einem vor lauter Freude an den strotzenden Fluren und Matten und an den hochbeladenen duftenden Heufudern, die zur Tenne gefahren wurden, das Herz im Leibe lachte.

Und nun waren ja auch wieder die Sommergäste ins Hochtal hinauf gekommen und bevölkerten das schöne, große Gasthaus, das an der Tallehne am Waldesrand stand. „Die Saison wird recht", hatte der Besitzer, Peter Jost, der von der Ortschaft selber stammte, gesagt, „es freut mich, nicht nur wegen mir, sondern auch wegen unsern Bauern, denen ich um so mehr von ihren Produkten abnehmen kann, je zahlreicher die Gäste bei mir eintreffen . . ."

Das war eine Botschaft, welche die Bauern gerne hörten, und bald zeigte es sich, daß der Peter Jost nicht nur Worte zu machen, sondern auch sein Wort zu halten verstand. Eier, Milch, Käse und Gemüse konnten in Menge aus dem Dorfe St. Anna ins Kurhaus geliefert werden, und schon schien es, daß der Tabak in den Pfeifen der Bauern aromatischer dufte als in gewöhnlichen Zeiten.

Nur auf einen vermochte die Sommerszeit, trotzdem sie sich in so guter Entwicklung befand, keinen besonders günstigen Eindruck zu machen. Das war der etwa achtunddreißigjährige Xaver Minsch, dessen Heimwesen sich am östlichen Dorfende befand, zunächst beim Kurhaus, so daß seine Matten an den Vorgarten desselben stießen. Er war sonst gewiß nicht zu den Mürrischen und Verdrießlichen zu zählen, wenn ihn auch meist ein stiller Ernst erfüllte. Allein nun zeigte er sich doch seit einiger Zeit recht niedergeschlagen, schaute mit finsterer Miene drein und redete manchmal, als ob ihm hier alles verleidet sei. Auch bemerkte er etwa, daß man ein wahrhafter Narr sein müsse, um immer hier in St. Anna zu bleiben . . . Es half nicht viel, daß man ihm sagte, er könne sich eigentlich nicht beklagen, da hätten andere im Dorf weit mehr Grund dazu. Er hatte für solche Einwendungen gewöhnlich nur die Antwort übrig:

„Ach, was wißt ihr denn, was Glück ist — wer könnte das hier in St. Anna wohl wissen?!"

Sich selber nahm er dabei freilich stillschweigend aus. Denn er glaubte, es zu wissen. Er hatte das Bild des wahren Glückes schwarz auf weiß in der Tasche — und mehr als das: Auch den Ruf des Glückes.

„Komme doch, packe deine Siebensachen zusammen. Verkaufe das Heimwesen mitsamt dem Vieh, dann hast du genug, um bequem hieher zu reisen und dich anzusiedeln. Und wenn du einmal hier bist, so wirst du bald merken, daß du von Tag zu Tag vorwärts kommst. Schaffen muß man auch hier, das ist wahr; aber dafür hat man auch alle Chancen, zu einem Vermögen zu kommen. In nächster Zeit, so auf Ende August, wird hier eine Farm frei, die auf Abzahlung gekauft werden kann. Entschließe dich also und lasse dich nicht etwa von deiner Frau oder deiner Tochter davon abhalten. — Schreibe mir sobald als möglich. Bis Mitte August sollte ich wissen, ob du kommen und ein Amerikaner werden willst" — und dann war in dem Briefe weiter erzählt, wie sich alles machen und einrichten ließe.

Das war es, was den guten Xaver Minsch so sehr verwandelt und ihm die Freude an seinem Heimatdörfchen, an seinem Heimwesen und an seiner Arbeit beinahe ganz genommen hatte — diese Lockung des Glückes, jenseits des Weltmeers. Seit er diesen Brief gelesen hatte, war er im Innersten beunruhigt, denn er wußte wohl, es würde ihm doch nicht leicht fallen, auszuwandern. Und doch wollte er zugreifen. Hier lag sicher ein Glücksfall vor — ein Narr, der ihn nicht nutzte! . . . So sagte sich Xaver wohl hundertmal im Tag. Mit der Antwort nach Amerika ließ er sich indessen noch Zeit. Volle vier Wochen blieben ihm ja noch bis zum endgültigen Entscheid. In dieser Zeit aber hatte er in seinem Innern einen regelrechten Kampf durchzufechten, von dem niemand etwas ahnte; denn seiner Frau, der Barbara, und dem jungen Töchterchen, dem Bäbchen, wagte er von seinen Plänen und Hoffnungen nichts zu sagen. Das wollte er dann tun, wenn der Brief mit seiner Zusage auf der Post lag und an seinem Entschluß nichts mehr zu ändern war.

In Gedanken war für ihn die Sache ja so gut wie abgemacht. Er war entschlossen, zu gehen. Und doch wagte er es noch immer nicht, den entscheidenden Brief zu schreiben. Statt dessen stand Xaver oft, wenn er sich unbeachtet wußte, vor seinem Hause, wo der Brunnen rauschte und sich über dem Dache die grünen Aeste einer alten Tanne ausbreiteten . . . Dann wollte ihn dünken, es sei jetzt, wo er bald von allem würde Abschied nehmen müssen, alles noch viel schöner geworden hier: das „Heimetli", das Hochtal, die Matten, die Föhrenwälder und die Berge samt dem leuchtenden Schneegipfel, der in das Tal und auf den blauen See herabschaute. Und dann konnte es wohl geschehen, daß der Xaver Minsch im Gedanken an den Abschied von alledem mit dem rauhen Handrücken etwas Feuchtes aus den Augen wischen mußte.

Der Juli war zu Ende. Nun war es höchste Zeit geworden, den Brief nach Amerika zu schreiben. Wirklich saß Xaver am folgenden Tage um die Abendzeit allein in der Wohnstube, um — wenn auch schweren Herzens — dem Freunde „über dem großen Wasser" seine Zusage zu geben.

Er hatte das Datum des 1. August hingeschrieben und setzte nun die Feder zur Anrede an, als die Glocken der Dorfkirche feierlich zu läuten begannen. Was gab es denn? Um diese Zeit erklang sonst das ganze Jahr hindurch die Kirchenglocke nie . . . Rasch legte er den Federhalter beiseite, erhob sich, begab sich ans Fenster und spähte hinaus — da bemerkte er drüben auf einer Anhöhe des jenseitigen Talhanges einen Glanzpunkt, der wie ein Stern herüber zündete: ein Feuer! Und wie er weiter um sich sah, gewahrte er bald hier, bald dort in der Ferne solche leuchtende Punkte und Flammenmale . . .

Glockengeläute und Höhenfeuer! Nun wußte er, was das zu bedeuten hatte, und es stimmte alles genau mit dem Datum überein, das er eben auf den Briefbogen geschrieben: „Am 1.

Auguſt.“ Und nun, da es raſch zu dämmern begann, ſah er, wie drüben beim Kurhauſe zwiſchen den Bäumen des Parkes und Gartens bunte Papierlaternen funkelten . . . Ziſchend flogen auch einige Raketen in den dunkelnden Himmel, knallten und ſtreuten einen glühenden Sternenregen über das Tal. Bald darauf verließ Xaver Stube und Haus — nicht um ſich unter die Leute zu miſchen, die ſich nun auf der Straße nach dem Kurhaus zu ſammeln begannen. Er ging vielmehr zur Hintertüre hinaus und ſchlug den kleinen, ſchmalen Feldweg ein, der ihn, dem Knebelzaun entlang, in die Nähe des Kurhauſes führte.

Immer noch läuteten die Dorfglocken; auch von ferne hörte man Glockenſtimmen herüberſummen, und prächtig loderte das Feuer durch die Nacht. Auf der Matte vor dem Kurhaus ſtand ein großer Holzſtoß in hellen Flammen, und trotz dem Knattern und Kniſtern des Holzes war des Pfarrers Stimme deutlich vernehmbar; deſſen Rede wohl ſchon bald zu Ende ging, als er ſprach: „Und ſo ſollte jeder ſeine Heimat lieben mit aller Kraft und nach den Worten des Dichters:

Ans Vaterland, ans teure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen.
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt ſtehſt du allein,
Ein ſchwankend Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Und iſt es dann nicht wahr“, fuhr der Pfarrer fort, „daß die, welche in der großen Welt ihr Glück ſuchen, unter dieſem meiſt nichts anderes verſtehen als Reichtum? Es gibt aber auch ein kleines, ſtilles Glück, und wer deſſen ſicher iſt, ſollte es nicht an das große unbekannte tauſchen wollen. Ich ſelber bin einſt weit in die Fremde gegangen; aber das Heimweh hat mich übermannt, und ich war ſelig, alle Glücksmöglichkeiten der Fremde wieder einzutauſchen an ein beſcheidenes, aber befriedigendes Wirken in meiner Heimat. Wer irgend beſtehen kann, der ſollte ſtandhalten in ſeinem Vaterland und ſich hier ſein Glück zu ſchmieden ſuchen, in der lieben, ſchönen, freien Schweizerheimat. Sie lebe hoch, dreimal hoch, hundertmal hoch!“

Xaver hörte noch, wie die Stimmen der Zuhörer in das Hoch des Pfarrers einfielen, wie manche Bravo riefen und ein Händeklatſchen begann, daß man hätte meinen können, es praßle auf einmal ein Regen hernieder. Aber noch loderte das Feuer hell auf und beim Kurhaus leuchteten noch immer die Lampions; nur die Glocken waren inzwiſchen verſtummt. Doch nun griff Xaver auf einmal in ſeine Bruſttaſche, zog den Brief aus Amerika hervor, bückte ſich nach einem Stein und preßte das Papier mit dieſem feſt zuſammen; dann warf er den Ball mit einem mächtigen Schwung über den eiſernen Zaun des Gartens, ſo daß die weiße Kugel in hohem Bogen mitten in das Feuer flog und dort, ſelber aufflammend, in den Flammen verſchwand.

Als er dann, heimwärts gehend, vor dem Hauſe ſeine Frau und ſein Töchterchen antraf, drückte er beiden liebevoll die Hand, als ob er von einer großen Reiſe zurückkäme. Was er am gleichen Tage dem Bekannten in Amerika zu berichten hatte, das war bald geſchrieben: „Nein, mein Lieber, mit mir kannſt du nicht rechnen. Ich bleibe hier in meiner lieben Heimat, und ich bin glücklich, daß ich zu dieſem Entſchluß gekommen bin.“

Erſt nach einigen Jahren aber, als ſein Bauernhaus neu und ſtattlich daſtand und er auch ſonſt ſein Beſitztum glücklich gemehrt hatte, erzählte er ſeinen Lieben von dem Brief aus Amerika, wobei er ihnen auch das Rätſel von der jungen Taube, die an jenem Abend des 1. Auguſt nach dem Glauben des Volkes zu St. Anna in das Feuer geflogen war, auf ganz natürliche Weiſe zu löſen wußte.

* * *

Weltwochenschau

Eidgenössische Vermögenszuwachssteuer?

Unſere welſchen Eidgenoſſen haben ſeinerzeit die Weinſteuer zu Fall gebracht. Ganz gewiß bilden ſie ſich darauf allerhand ein. Sie haben's dem „Monſieur Büro“ in Bern gezeigt! Und haben's auch andern, die nicht zahlen wollen, gezeigt, wie man's macht. Ein Organiſationskomitee, das zentral erledigt, was zu erledigen iſt. Kein Weinbauer verkehrt mit der Steuerbehörde . . . keiner! Wenn ſie zugreifen wollen: Alle können ſie doch nicht vor den Kadi ſchleppen. Und generell büßen geht auch nicht. Alſo werden ſie's laſſen. Und der Bund *hat* die Steuer fallen gelaſſen. Dafür ſind die Weinbauern nun wieder gute Eidgenoſſen und weibeln dafür, daß der Bund, der geldbedürftige, ſeine Subventionen abbaue. Dann wird er ja auch weniger Geld brauchen.

Die Satire, die manchenorts über dieſen Punkt angeſtimmt wurde, iſt vielleicht berechtigt, vielleicht auch nicht. Denn die Weinbauern waren unter allen Landwirten ſtets am ſchlimmſten dran. Und es verſteht ſich, daß man nicht auf der einen Seite dem Weinbau mit eidgenöſſiſchen Geldern aufhilft und ihn auf der andern Seite wieder eidgenöſſiſch ſchröpft, ſonſt kommt's auf einen Leerlauf hinaus.

Etwas anderes iſt die Frage nach der grundſätzlichen Bedeutung von Steuern, die man von Subventionierten überhaupt erhebt. Oder: Von Kapitalbeſitzern, deren Einkommen in ſo und ſo vielen Fällen aus Zinſen beſteht, die der Staat bezahlt. Da gibt es eine ganze Anzahl von Leerläufen. Man behandelt jedes Geſchäft rechnungsmäßig für ſich: Im Zuſammenhang betrachtet, heben ſich tauſende von „Geſchäften“ rechnungsmäßig auf. Bundesſubventionen, welche die Bauernwirtſchaften rentabler machen, werden zu direkten Quellen kantonaler Steuerkaſſen. Zinſen für SBB-Obligationen ſind „Einkommen höherer Klaſſe“ für den kantonalen und kommunalen Steuerzettel.

Wenn nun der Bundesrat eine „Vermögenszuwachsſteuer“ für alle landwirtſchaftlichen, induſtriellen und gewerblichen Betriebe plant . . . um die Bundesfinanzen ins Gleichgewicht zu bringen . . . was ſchaut dabei eigentlich heraus? Das „ſchaffende Kapital“ ſoll herangezogen werden, um . . . unter anderm . . . auch die Zinſen für das beim Bunde oder den SBB angelegte „Alt-Kapital“ zu bezahlen. Die Bankiers und der Handels- und Induſtrieverein haben drei Stunden mit dem Bundesrat konferiert. Dabei wurde, wie üblich, zu beweiſen verſucht, daß die Steuer zu kraſſen Ungerechtigkeiten führe. Aber es wäre *mehr* zu beweiſen als nur das! Der „Normalzuſtand“ bei den SBB würde doch erreicht ſein, wenn die Betriebseinnahmen zur Erfüllung des Zinſendienſtes und zur Amortiſation anſtiegen. Und im Bundesbudget: Wenn . . . ja wenn? Aus der Wirtſchaft muß es der Bund holen, nirgends ſonſt kann er's kriegen. Und das Grundſätzliche: Die Zinſenbelaſtung des Bundes müßte eigentlich den Maßſtab bilden für die Leiſtungen des Kapitals; die Erhebung dieſer Leiſtungen jedoch dürfte nicht zur Störung der Wirtſchaft führen . . . Man fragt ſich, ob in den Verhandlungen zwiſchen Bundesrat, Banken und Handel dieſen Dingen wirklich in die Augen geſchaut wird.

Abwartende Westmächte

Die Engländer ſchlagen Juden und Arabern vor, *Paläſtina nach einem exakten Plane zu teilen*; Galiläa, Samaria und das nördliche Philiſterland, wie wir ſie aus den bibliſchen Karten kennen, würden das Gebiet des Judenſtaates ſein, das Jordantal und Judäa blieben arabiſch; in Jaffa hätten die Araber, und hart dabei, in Neu-Jaffa, dem ſogenannten Tel Aviv, die Juden ihren Hafen, Jeruſalem und Bethlehem blieben Völkerbundsmandatſtädte. Um die beiden proteſtierenden Nationen zu beruhigen, wird der Plan dem Forum in Genf unterbreitet. Alſo hat der geſchmähte *Völ-*